



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



Dorothea entschuldigte sich und begrüßte den kleinen Kreis. Sie verneigte sich vor der Gräfin, nickte Dietrich zu, gab dem Pfarrer die Hand und tauchte einen seelenvollen, bittenden Blick tief in des Grafen von Francken Augen. Er antwortete in derselben stummen Sprache und mit einem ermunternden Kopfnicken, und bot ihr dann den Arm, um sie in das Speisezimmer zu führen, wohin Baron Sextus mit der Gräfin bereits voranschritt. Ihm sowohl wie den übrigen Personen, mit Ausnahme des Barons, welcher an die kaltwerdende Suppe dachte, war es aufgefallen, wie besonders schön Dorothea heute aussah. Sie war von einem innern Feuer durchglüht, welches ihre Farben lebhafter und ihre Augen schimmernder machte. Pfarrer Sengstach ging wie im Traume hinter ihr her, das Gefräusel des dunkeln Haares in ihrem Nacken bewundernd, und hätte einmal beinahe auf die meergrüne Schleppe getreten, die sich vor seinen Füßen hinringelte.

Das Mittagessen war vorzüglich. Der Koch legte mit allen Schüsseln Ehre ein, und die Weine waren ausgezeichnet. Baron Sextus, obwohl selbst ein mäßiger Mann, hielt darauf, einen guten Keller zu führen, und hatte im Laufe langer Jahre manche Sorte angesammelt, die ebensowenig wie die alten Bäume in seinem Park mit Geld allein zu beschaffen waren.

Und doch war niemand an der von schwerem Silbergeschirr und Krystall blinkenden Tafel, der diese Genüsse so recht zu würdigen gewußt hätte, mit Ausnahme wiederum des Barons selber. Dorothea spielte nur mit Messer und Gabel, und ein Vögelchen hätte mit dem Schnabel nippend mehr aus dem Glase geschöpft als sie. Graf Dietrich aß wenig und trank zwar viel, aber ohne rechtes Verständnis und mehr, um sich in gute Laune zu bringen — ein Versuch, der selten irgend jemand nach Wunsch gelingt. Er fühlte sich in einer

schießen Lage, und es war ihm peinlich, immer wieder seine Liebenswürdigkeiten wie seine geistreichen Bemerkungen mit höflicher Kälte aufgenommen zu sehen. Graf von Francken war kein Freund von Diners. Er war an eine äußerst einfache und frugale Kost gewöhnt und zog das Wasser allen übrigen Getränken vor. Pfarrer Sengstach war so glücklich und so verwirrt, daß er gar nicht wußte, was er genoß. Wenn Dorothea das Wort an ihn richtete, wechselte er Fisch und Fleisch, und indem er überlegte, was er ihr antworten sollte, that er Salz an sein Quittengelée. Sie richtete sehr oft das Wort an ihn, da er der einzige bei Tische war, mit dem sie ganz unbefangenen sprechen konnte, und der arme Geistliche war mehr als einmal nahe daran, zu ersticken, indem er durch rasches Niederschlucken eines halbgekauften Bissens seinen Sprachorganen Raum schaffen wollte. Gräfin Sibylle endlich war viel zu sehr damit beschäftigt, den Baron zu unterhalten, als daß sie die Speisen und Getränke besonders hätte beachten können.

Wohl wußte sie den Laffitte zu schätzen, der wie ein Rubin in ihrem Glase funkelte und auch das Licht ihrer Augen zu beleben vermochte, wohl schlürfte sie mit der Zunge des Kenners den schweren Carte Noire aus der flachen geschliffenen Schale, aber sie vergaß keinen Augenblick den Zweck ihres Besuches, und die Bezauberung ihres Wirtes blieb beharrlich ihre Aufgabe. Sie hatte während der Zeit ihrer Anwesenheit im Schlosse den Charakter des Barons durch aufmerksames Zuhören und Beobachten so genau kennen gelernt, daß sie fast immer vorher wußte, was der offenerzige, biedere alte Herr zu sagen beabsichtigte. Dann pflegte sie, während er zu sprechen anfang, seinen Blick mit ihren fesselnden Augen festzuhalten, ganz andächtig in seine Rede versunken und seine Worte gleichsam durstig aufsaugend. Und in seine Gedanken pflegte sie hie und da ein Wort hineinzuwurfsen, welches den Sinn dessen, was folgen mußte, schon vorher leise andeutete und im voraus bestätigte. Es ist merkwürdig, sagte sie dann wohl, wenn er geendigt hatte, es ist höchst merkwürdig, wie unsre Ideen sich berühren. Ganz dieselben Gedanken sind durch meine Seele gezogen, nur vermochte ich niemals, denselben einen so klaren, überzeugenden Ausdruck zu geben.

Mit bewundernswerter Geschicklichkeit verstand sie, den Baron die Süßigkeit einer sorgenden, pflegenden weiblichen Hand fühlen zu lassen, ohne seinen Stolz auf seine Nüchternheit zu verletzen. Eine gewöhnliche Frau wäre an dieser Aufgabe gescheitert, eine gewöhnliche Frau hätte nach dieser oder jener Seite hin zuviel gethan. Baron Sextus war von seinem Gichtanfall wiederhergestellt, aber es war bei ihm noch eine große Empfindlichkeit gegen Zugluft und gegen unbequeme Lagen seines kranken Fußes zurückgeblieben. Deshalb war ihm Schonung und Pflege sehr erwünscht. Aber Baron Sextus fühlte auch den Eskadronchef noch in allen Gliedern und gab sich das Ansehen, alles verzärtelte und weibliche Wesen zu verachten. Er hatte seine vierundsechzig Jahre so wacker

getragen, daß er nicht daran dachte, ein alter Mann zu sein, und in Gegenwart der Gräfin — so geschickt hatte sie gespielt — fühlte er sich oft ganz jung, fühlte sich immer verpflichtet, jung zu sein. Es war bewundernswert, wie Gräfin Sibylle es verstand, ihm eine wollene Decke über den Fuß zu legen, ihm ein Kissen in den Nacken zu stopfen, ihm eine Fußbank unterzuschieben, ohne daß es den Anschein hatte, als geschähe dergleichen. Sie scheute sich niemals, solche Dienste selbst zu leisten, es schien ihr im Gegenteil die höchste Freude zu gewähren, ihn zu bedienen, und er ließ es sich gern gefallen, die weißen Finger mit den blitzenden Ringen geschäftig um seine Bequemlichkeit bemüht zu sehen. Hatte es doch niemals das Aussehen, als werde ein Invalide verpflegt, und wenn Baron Sertus unter ihrer Sorge in einem weichgepolsterten Lehnstuhl mit einer Schlummervolle unter dem Kopfe und das giftige Bein auf einem schwellenden, sanft gebogenen Faullenzer ausgestreckt, dalag, hatte er das Gefühl, ein Mann in seinen besten Jahren zu sein, der es sich zur Abwechslung einmal bequem mache. Wie sie seine kleinen Schwächen zu behandeln verstand! Er hatte unter anderm die Eigenheit, das Schlafen am Tage als eine sybaritische schlechte Gewohnheit hart zu verurteilen. Ein richtiger Feldsoldat, pflegte er zu sagen, der müsse schlafen können wie die Hunde, zu jeder Stunde. Er müsse zum Schlafen die Zeit benutzen, welche ihm der Dienst dazu frei lasse, gleichviel ob es Tag oder Nacht sei. Die Gewohnheit aber, welche heutzutage sogar junge Offiziere angenommen hätten, sich am Tage auf dem Sopha lang zu machen, sei weibisch und verrate den Niedergang der alten preussischen Strammheit. Diese Ansicht verhinderte ihn jedoch nicht, selbst um die Stunde zwischen vier und fünf, wo er meistens in seinem Arbeitszimmer oder in der Bibliothek war, über dem Lesen einzunicken. Er würde niemals zugegeben haben, daß er geschlafen hätte, er würde es sehr übel vermerkt haben, wenn man dies Einicken hätte bemerken wollen. Gräfin Sibylle schien dies instinktmäßig erfahren zu haben. Sie war mehrere male um diese Zeit bei ihm gewesen, da sie in Schloß Eichhausen von einem großen Interesse für die Schätze der Bibliothek beseelt wurde, und sie bemerkte wohl, daß mitten im Gespräche über den Stammbaum oder das Wappen irgend eines stolzen Geschlechts zu bestimmter Zeit die Augen des alten Herrn sich schlossen und bald nachher sein tiefer, regelmäßiger Atem sich in Schnarchen verwandelte. Dann hielten sich selbst die gemalten Edeldamen an den Wänden nicht ruhiger als Gräfin Sibylle, kein Fältchen ihres Kleides veränderte die Lage, kein Blatt im Buche raschelte, kein Armband klirrte, nur erschlafften wohl die Züge des scharf geschnittenen Gesichtes, und es nahmen die funkelnden Augen einen weniger lebhaften Ausdruck an. Ließ der leisere Atem aber das nahe Erwachen des Barons erkennen und öffneten sich seine Augen, so fuhr Gräfin Sibylle mitten in dem Satze fort, der vor einer halben Stunde vielleicht schon begonnen war, und unmöglich hätte Baron Sertus erkennen können, daß diese lebenswürdige Frau seine Unhöflichkeit und seine

Nachgiebigkeit gegen sich selbst bemerkt hatte, von der er zu denken geneigt war, daß sie nur eine Minute etwa gedauert habe.

Hatte es aber die Gräfin auch verstanden, ihren Besuch für den Baron zu einer wahren Freude zu machen, indem sie alle Unbequemlichkeiten, die für einen in seinen Eigenheiten festgewurzelten ältern Herrn durch die dauernde Anwesenheit Fremder wohl entstehen können, kluger Weise in eben so viele Annehmlichkeiten verwandelte, so scheiterten nach einer andern Richtung hin alle ihre Künste. Dorothea gegenüber vermochte sie keine Fortschritte zu machen. Sie hätte so sehr gewünscht, eine gewisse Autorität über das junge Mädchen zu gewinnen, durch welche sie die allzu laue Werbung ihres Sohnes hätte unterstützen können, aber sie mußte sich überzeugen, daß dies Herz sich umso fester zuschloß, je dringender sie an dessen Pforte pochte. Schon nach dem ersten Abend hatte sie die Umarmungen und Küsse weggelassen, womit sie zuerst stürmisch vorgegangen war, und hatte das Wesen einer mütterlichen Freundin angenommen, welche durch ihre Lebenserfahrung geeignet ist, über die Jüngere belehrend zu wachen. Aber ihre Grundsätze standen auf zu unsicherm Fundament, als daß sie nicht gegenüber der lichtvollen Lebensanschauung Dorotheens sich als Sophismen hätten zeigen müssen, und sie hatte auch diesen Ton allmählich verlassen. Nun zeigte sie sich als Freundin ohne die mütterliche Überlegenheit und gründete ihre Unterhaltung auf das Interesse an der Kunst, welches sie in hohem Maße zu besitzen vorgab. Aber auch hier fühlte sie sich auf ungewissem Boden und beschränkte sich gar bald auf die bloße Beteuerung ihrer Vorliebe für die Komponisten, welche Dorothea liebte, weil sie fühlte, daß dieselbe ganz andre Ansichten hatte als sie. Es war der Gräfin niemals in den Sinn gekommen, daß die Kunst eine andre Bedeutung habe als die, reiche und vornehme Leute zu amüsiren, und sie stand verlegen vor der Anschauung Dorotheens, daß die Musik eine ernste und bedeutungsvolle Seite für die Erziehung des Gemüthes habe. So mußte sie sich immer mehr auf die Beobachtung einer äußerlichen Zuorkommenheit beschränken, und oft sah sie von der Seite, wenn sie sich um den Baron bemühte, mit einem finstern und haßerfüllten Blick nach Dorothea hin, einem Blick, der dem Baron sehr aufgefallen sein würde, wenn er ihn jemals überrascht hätte. Dieses Mädchen, sagte sich die Gräfin, ist das Hindernis meines Erfolgs.

Dorothea ihrerseits durchschaute die Gräfin wohl nicht vollständig, aber sah doch genug, um bekümmert zu sein. Alle die kleinen Liebkosungen, mit welchen sie ihrem Vater sich zu nähern nie aufgegeben hatte, waren überflüssig geworden und beiseite gedrängt durch diese schmeichlerische Frau, und mit tiefer Betrübniß verfolgte sie die Fortschritte, welche die Fremde bei dem trotz seiner Gleichgiltigkeit und Schroffheit innig geliebten Urheber ihrer Tage machte.

So ward ihr auch jetzt bei allem Fieber, welches die Erwartung verursachte, der Appetit hauptsächlich durch die Art und Weise verdorben, mit der Gräfin Sibylle den Baron Sextus mit dem Zauberneß ihrer Blicke und Worte immer enger und enger umgarnte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Graf von Francken sah dem Ende des Diners mit einiger Ungebuld entgegen. Abgesehen davon, daß er schon lange die Schüsseln unberührt an sich vorübergehen ließ und seinem Wein immer mehr Wasser beimischte, anstatt von den neu angebotenen Sorten zu nehmen, sehnte er sich nach einem ungestörten Augenblick, wo er dem Baron unter vier Augen die wichtige Angelegenheit des Verhältnisses zwischen Eberhardt und Dorothea vortragen könnte. Die große Vorliebe, welche er immer für die Tochter seines Freundes gehegt hatte, war durch seine Unterredung mit ihr noch gesteigert worden, und die Beobachtungen, welche er in der letzten Zeit hinsichtlich der Altenswerdts gemacht hatte, trieben ihn zu einem thätigen Eingreifen. Er war umsomehr gedrängt, sein Gewissen zu entlasten, als sich gerade bei ihm, auf seinem einsamen Besitzthum die Fäden verdichtet hatten, welche zwischen der jugendlichen Freundin und dem Maler gesponnen waren, sodaß er befürchtete, durch sein fortgesetztes Schweigen Verrat an der Freundschaft mit dem Baron zu begehen.

Die von ihm ersehnte günstige Gelegenheit eines Zwiesgesprächs mit Baron Sextus sollte sich zu seiner angenehmen Überraschung leichter und schneller finden, als er erwartet hatte. Anstatt nach Aufheben der Tafel mit den Damen in das Musikzimmer zu gehen, zog der Baron ihn bei Seite und schlug vor, eine Cigarre in seinem Arbeitszimmer zu rauchen. Der Graf nahm mit Vergnügen an und ging mit seinem Wirt die Treppe hinauf, während die jüngeren Herren bei den Damen blieben.

Obwohl es noch nicht ganz dunkel geworden war, brannten doch schon die Wachskerzen in ihren silbernen Armleuchtern auf dem großen Ebenholzschreibtische des Barons und warfen ein behagliches Licht über dies stille Gemach. Ein kleines Feuer war im Kamin angezündet, und die prasselnden Fichtenscheite verbreiteten eine gelinde Wärme, welche bei den schon kühler werdenden Augustabenden und in dem großen Schlosse nicht unangenehm war. Die Herren zündeten ihre Cigarren an, es wurde ihnen der Kaffee präsentirt, und sie setzten sich in zwei niedrige, weiche, mit grünem Nips überzogene Lehnstühle einander gegenüber.

Indem nun der Graf überlegte, wie er wohl am geschicktesten die delikate Frage anregen könne, fiel es ihm auf, daß der Baron eigentümlich schweigsam und nachdenklich sei. Er blies den Rauch in ungewöhnlicher Weise

von sich, ja schien sich zu bemühen, Ringel zu erzeugen, was sonst gar nicht seine Sache war. Der Graf dachte, es müsse ihm irgend etwas auf dem Herzen liegen, er habe vielleicht selbst schon hinsichtlich seiner Tochter Verdacht geschöpft, und um ihn erst gleichsam aufthauen zu machen, fing er an, ein Lieblingsthema zu berühren.

Das Militär-Wochenblatt, sagte er, hat in letzter Zeit verschiedene Artikel über das Fußgefecht der Kavallerie gebracht. Es scheint, als wollte man diesem Zweige der Ausbildung eine besondere Wichtigkeit verleihen, welche derselbe früher nicht hatte.

So! sagte Baron Sextus.

Ich erinnere mich, fuhr der General fort, daß Seine Königliche Hoheit der Prinz Friedrich Karl bei einem Manöver in der Nähe von Torgau, wo ich eine aus zwei schweren und vier leichten Regimentern kombinierte Division kommandierte, während der Kritik eine bemerkenswerte Rede über die Taktik der drei Waffen hielt.

Ei! sagte Baron Sextus mit einer zerstreuten Miene.

Der Prinz sagte damals, hob der General verwundert von neuem an, daß die Ergebnisse des Zusammenwirkens der drei Waffen neben einander dem Resultat der Addition zu vergleichen seien, die Ergebnisse ihres Zusammenwirkens unter gegenseitiger Unterstützung aber dem Resultat der Multiplikation. Nun scheint es mir auf der Hand zu liegen, daß eine richtige Unterstützung nur unter der Bedingung stattfinden kann, daß jede einzelne Waffengattung in ihrer speziellen Art vollkommen ist, und es erscheint mir deshalb bedenklich, eine Art Verquickung von taktischen Eigentümlichkeiten eintreten zu lassen, wie das Üben des Fußgefechts bei den Reitern doch offenbar bedeutet. Ich bezweifle sehr, daß die russischen Dragoner auf einem westlichen Kriegstheater sich bewähren würden.

Sehr wahr, erwiderte Baron Sextus.

Er stand bei diesen Worten auf, ging, die Hände auf den Rücken gelegt, einmal durch das Zimmer, schürte das Feuer mit einem langen Haken, trat dann dicht vor den Grafen und fragte, die Cigarre aus dem Munde nehmend:

Was würden Sie davon denken, lieber Freund, wenn ich mich wieder verheiratete?

Den General verließ in diesem Augenblick völlig die Fassung.

Sind Sie des Teufels? fragte er.

Die an sich schon rötliche und dunkle Gesichtsfarbe des Barons schattirte sich um noch mehrere Nuancen tiefer und er sagte sehr unzufrieden: Ich glaube doch nicht, daß Eure Excellenz nötig haben, meinewegen an den Fürsten der Hölle zu appelliren.

Nach diesen Worten schleuderte er ärgerlich die Cigarre in den Kamin und stellte sich dann schweigend mit dem Rücken vor das Feuer.

Mein verehrtester Herr Nachbar, sagte der General nach einer langen Pause, ich habe nun, so lange ich lebe, immer noch die Erfahrung gemacht, daß kein Mensch jemals einen andern um Rat fragt, als nur aus dem alleinigen Grunde und aus dem einzigen Verlangen, eine Bestätigung seiner eignen Ansicht und eine Bestärkung in seinem Vorsatz zu hören.

Bei mir trifft das nicht zu, sagte Baron Sextus trocken.

Der General lächelte. Es giebt eine Art von Freundschaft, sagte er, welche in der Besorgnis, sich zu kompromittiren, mit ihrem Rat gerade in denjenigen Fällen zurückhält, wo er am nötigsten wäre, oder welche aus falscher Nachgiebigkeit gegen bessere Überzeugung spricht. Ich glaube, daß eine derartige Freundschaft gefährlicher ist als offene Feindschaft, und ich möchte nicht, daß ich mir selbst jemals den Vorwurf machen müßte, ein solcher falscher Freund gewesen zu sein. Deshalb will ich, da Sie mich einmal gefragt haben, mein lieber Nachbar, mit meiner Ansicht nicht hinter dem Berge halten. Es ist ja schließlich nur meine individuelle Meinung, die ich äußern kann, und eine objektive Richtigkeit der Anschauung kann ich so wenig wie irgend ein anderer beanspruchen. Vielleicht haben meine persönlichen Erfahrungen dazu beigetragen, mich überhaupt etwas skeptisch hinsichtlich ehelichen Glückes zu machen. Sie wissen, daß ich in vorgerücktem Alter mich mit einer Dame vermählte, welche etwa fünf- undzwanzig Jahre jünger war als ich, und daß ein trauriges Schicksal die Folge davon war. Sie ist jetzt tot, und ich weine ihr Thränen nach, die ihre Quelle in der Erkenntnis meiner Thorheit haben. Mein eignes Unglück hat mir Veranlassung gegeben, über die Bedingungen einer glücklichen Ehe nachzudenken, und ich bin zu einem Schlusse gekommen, der für Sie, mein Freund, wenn ich ihn auf Ihre Idee anwende, durchaus nicht günstig lautet. Wollen Sie daher meinem Rate folgen, so lassen Sie das Wagstück, von dem Sie sprechen.

Der Baron verließ seinen Platz vor dem Ramin, ging auf den Baron zu und reichte ihm die Hand, indem er sagte, er bedauere im höchsten Grade, so traurige Erinnerungen wieder aufgeweckt zu haben. Übrigens sollte ich meinen, verehrtester Freund, fuhr er dann fort, daß Sie in Ihrem edelmütigen Bestreben, den schuldigen Teil zum eignen Nachteil zu entlasten, wohl zu weit gehen. Ich habe darüber meine besondern Gedanken. Eine tugendhafte und von rechtlichen Gesinnungen, von Ehrenhaftigkeit und Stolz erfüllte Frau würde es sich unter allen Umständen zur Ehre angerechnet haben, an der Seite eines Mannes wie Sie durchs Leben zu gehen.

Der General schüttelte den Kopf. Es sind derartige Ansichten und hierauf gegründete Maximen hinsichtlich der Ehe vielfach im Schwange, sagte er. Aber ich glaube trotzdem nicht, daß sie richtig sind. Die Natur siegt unter allen Umständen, mein Freund, und sie kümmert sich gar wenig um unsre, aus dem Kodex der gesellschaftlichen Regeln abgezogenen Wünsche. Da ich möchte wohl behaupten, daß es sehr schlimm ist, wenn sie sich durch äußere Rücksichten unter-

drücken läßt. Denn sie kehrt dann ihre eignen Waffen gegen sich selbst und zerstört das innerste Wesen der armen Betroffenen, welche glaubten, die Gesetze ihres Daseins durch die Vorschriften der Ehre und des Stolzes ungültig machen zu können. Solche Irrtümer sind die Quelle des meisten Unglücks in der höhern Gesellschaft.

Ich bin andrer Meinung, sagte der Baron. Meiner Überzeugung nach liegt die Quelle dieses Unglücks ganz einfach in der Verachtung der von Gott selbst eingesetzten Autorität in religiöser und staatlicher Hinsicht. Die moderne Gesellschaft hat sich nicht geschent, an die Heiligkeit des Altars und des Thrones zu rühren, das ist der Urgrund aller Zerfahrenheit in der Neuzeit. Denn wie wollte wohl die Autorität des Vaters, die Autorität des Eheherrn respektirt werden, wo das Götzenbild der Vernunft an Stelle der Offenbarung gesetzt und die königliche Macht durch eine Schaar demokratischer Schreihälse beeinträchtigt wird? Übrigens, um auf diesen besondern Fall zurückzukommen: Mit mir liegt die Sache anders, als sie mit Ihnen gelegen hat. Ich habe, wenn ich mich wirklich entschließen sollte, zu heiraten, keineswegs die Absicht, ein junges Mädchen zu nehmen.

Sie werden es nach dem, was wir schon besprochen haben, nicht für eine Indiskretion halten, sagte der Graf lächelnd, wenn ich die Vermutung ausspreche, daß Sie die Frau Gräfin von Altenschwerdt heiraten wollen.

Baron Sextus hustete und wandte sich ab. Allerdings hatte ich daran gedacht, erwiderte er. Vorausgesetzt natürlich, daß diese Dame geneigt wäre, ihre Unabhängigkeit aufzugeben, um einem eigenwilligen und härbeißigen alten Soldaten den Lebensabend zu verschönern.

Haben Sie die Gräfin schon früher gekannt? fragte der General. Soviel ich weiß, ist sie eine geborne Freiin von Anseburg.

Persönlich kenne ich sie erst seit dem Tage, wo Sie sie bei mir sahen. Ich habe indessen gehört, daß sie eine glänzende Rolle in der Gesellschaft gespielt hat. Die Anseburgs sind eine sehr gute, alte Familie. Als ich noch im Dienste war, habe ich wohl von dem Vater der Gräfin als einem der besten Steeplechase-Reiter damaliger Zeit reden hören. Der Graf Altenschwerdt war, wenn ich mich recht entsinne, ein etwas excentrischer Herr. Er war viel im Auslande und soll viel Geld für Gemälde ausgegeben haben. Sehen Sie, verehrter Freund, fuhr Baron Sextus dann lebhafter und in weichem Tone fort, indem er sich wieder dem General gegenübersetzte, ich habe nicht viel Freude im Leben gehabt. Schon früh war ich verwitwet — ich hatte den Dienst bei meiner Verheiratung quittirt, um besser ein Auge auf meine Besitzungen haben zu können — der heißeste Wunsch meines Lebens, einen Sohn mein nennen zu können, der diese Besitzungen erben würde, blieb mir versagt — ich lebe recht trostlos dahin. Wäre ich im Dienst geblieben, so könnte ich jetzt vielleicht einen Namen unter den Führern unsrer Armee haben — auch das blieb mir ver-

sagt. So ziehe ich den größten Teil des Jahres draußen umher, und wenn ich hier im alten Schlosse meiner Väter sitze, gräme ich mich. Darf ich mich da nicht der Hoffnung hingeben, die wenigen Jahre, die mir noch beschieden sind, in der Gesellschaft einer Frau von Geist und Gemüt zu verleben, die mein Geschwätz geduldig anhört, mir diese öden Räume behaglich macht, sodaß ich sie doch endlich noch einmal mit dem Gefühl bewohnen kann, in meiner eignen Stammburg heimisch zu sein — und die mir zuletzt die Augen zudrückt? Und wer weiß — vielleicht hat mir der Himmel für mein Lebensende noch eine Gnade vorbehalten, um die ich ihn beinahe seit dreißig Jahren vergeblich angefleht habe.

Baron Sextus beschattete die Augen mit seiner Hand. Er war tief bewegt.

Der General hatte ihm mit großer Sympathie zugehört. Er konnte sich in die Gefühle seines Freundes hineindenken, obwohl er selbst von ganz andrer Lebensanschauung war und obwohl er in seiner Vereinsamung bei der Vorstellung, eine solche Tochter, wie Dorothea, sein nennen zu können, den Baron undankbar nennen mußte. Seine Menschenkenntnis ließ ihn die größten Befürchtungen für den Freund hegen, denn er beurteilte die Gräfin von Altenschwerdt anders und bezweifelte wohl nicht ihren Geist, aber ihr Gemüt. Großer Gott! sagte er sich, wie blind sind wir Menschen! Wie wenig sind wir befähigt, uns selbst zu beurteilen und wie dankbar müssen wir dir sein, daß du nicht nach unserm Willen, sondern nach deiner Weisheit mit uns handelst!

Er ließ dem Freunde Zeit, sich wieder zu fassen, und fragte dann, in der Absicht, jetzt jenen andern Punkt herbeizuziehen, der ihm am Herzen lag: Was wird Ihre Tochter Dorothea dazu sagen, wenn Sie heiraten?

Meine Tochter Dorothea, erwiederte Baron Sextus, ist ein so vortreffliches Mädchen, daß sie sich über alles freuen wird, was ihren Vater glücklich macht.

Ja, mein Freund, sagte der General nachdrücklich, da haben Sie ein wahres Wort gesprochen. Dorothea ist eine Perle, sie ist ein großer Schatz.

In vielen Fällen, fuhr der Baron fort, ist es ein sehr unerquickliches Verhältnis, wenn erwachsene Kinder leben, während der Vater sich zum zweitenmal verheiratet. Aber hier ist das ja auch anders. Ich denke dann erst meinem Wunsch Ausdruck zu geben, wenn Dorothea verheiratet sein wird. Und es ist meine Absicht, daß sie ihren Mann nach Paris begleiten soll. Graf Dietrich soll in seiner diplomatischen Laufbahn bleiben. Ich habe an mir selbst gesehen, wie bedenklich es ist, wenn ein Mann seine Thätigkeit dem Lande zu früh entzieht und sich auf sich selbst zurückzieht. Es macht egoistisch.

Graf Dietrich ist ein sehr lebenswürdiger junger Herr und entspricht gewiß ganz Ihren Erwartungen, sagte der General.

Baron Sextus schwieg und nahm eine frische Cigarre. Sehen Sie, mein lieber Herr Nachbar, sagte er dann, ich denke, er wird sich, wenn er erst unter

Dorotheens Fittig ist, noch mehr entwickeln. Dorothea hat einen merkwürdigen Charakter. Es ist so ein gewisses Etwas in ihr, wovon ich glaube, daß es ihren Mann verhindern wird, jemals etwas Niedriges zu thun. Sie ist ganz eine Frau wie für Dietrich geschaffen.

Sie wollen damit jedoch nicht sagen, daß Dietrich etwas Niedriges zu be-
gehen imstande wäre, wenn er nicht eine vortreffliche Frau bekäme.

Gewiß nicht. Indessen will ich nicht leugnen, daß ich wünschte, er wäre etwas männlicher. Nun, er ist noch jung, und das wird sich schon finden. Er ist, wie das jetzt den meisten jungen Männern so geht, von der Zeitkrankheit angesteckt. Das spricht jetzt, wie in meiner Zeit die Professoren auf dem Katheder, aber es fehlt die Thatkraft.

Und sind Sie sicher, daß er hinsichtlich seines Geistes und Gemüths ganz für Dorothea passen wird?

O, warum nicht? sagte Baron Sextus. So viel ich sehe, passen die beiden vortrefflich zusammen, und das ist mir sehr lieb, da sie doch ihr Leben lang mit einander auskommen müssen.

Ich will Ihnen offen gestehen, daß ich hierin Ihrem Gedankengange nicht recht zu folgen vermag, sagte der General. Sie meinen, weil die jungen Leute zusammen leben müßten, wäre es gut, wenn sie zu einander paßten. Ich sollte aber denken, wenn sie nicht zu einander paßten, würde es ein gefährliches Experiment sein, ja sogar ein Verbrechen, sie zu einem gemeinsamen Leben zu zwingen.

Ja ja, sagte der Baron, das wird sich dann alles, so Gott will, schon zurechtfinden.

Es wird sich schwerlich irgend etwas zurechtfinden, was nicht daraufhin angelegt ist, sondern sich seiner Natur nach bekämpft.

Gewiß, gewiß. Aber warum sollte hier nicht das beste Einvernehmen herrschen? Sie wissen, daß es sich um die alte Familienbestimmung handelt, wonach die Herrschaft Sichhausen meiner Tochter für den Fall verbleibt, daß sie einen Grafen Altenschwerdt heiratet, und —

Der Baron unterbrach sich selbst, lächelte und fuhr dann fort: Sollte ein Fall eintreten, wie ich ihn vorhin als eine Möglichkeit und eine besondere Gnade Gottes bezeichnete, so würde freilich die Herrschaft in direkter männlicher Descendenz weiterverben. Aber das sind ungefangene Fische, und ich will die einmal gebotene Sicherheit nicht aufgeben wegen einer Hoffnung, einer Chimäre. Bei einer so wichtigen Frage kann man nicht kaltblütig und besonnen genug vorgehen.

Der General beschloß, einen entscheidenden Schlag zu thun. Baron Sextus war so erfüllt von seinen eignen Ideen, daß es unmöglich erschien, ihn auf sanfte Art abzulenken.

Mir hat es den Eindruck gemacht, sagte er in entschiedenem Tone, als ob Dorothea und Dietrich garnicht zusammen paßten. Er ist ein gescheidter, lebenswürdiger und hübscher Mann, aber er ist nicht der Mann, der Dorothea glücklich machen wird. Ein derartiges Zusammenpassen, wie es für die Ehe nötig ist, läßt sich überhaupt nicht nach bestimmten Eigenschaften abmessen, noch weniger nach äußern Gründen. Die glückliche Ehe ist nicht das Fazit eines Rechenexempels.

Ah, bah! sagte der Baron etwas bestürzt. Und was zum Henker sollte daraus folgen, wenn die Beiden wirklich nicht harmonirten?

Ganz einfach das, daß sie sich nicht heiraten dürfen.

Das wäre! rief Baron Sextus ganz verwirrt. Nein nein, das wollen Sie nicht im Ernste sagen, verehrtester Freund. Es würde mir ja in der Seele leid thun, wenn Dorothea nicht glücklich werden sollte. Nein nein! Aber seien Sie ganz ruhig. Ich werde meinen Musjöh Schwiegersohn gehörig ins Gebet nehmen, und das — hätte ich beinahe gesagt, sollte ihm in die Glieder schlagen, wenn er sich nicht so benehmen wollte, wie sichs gehört! Da lassen Sie mich sorgen!

Sie verstehen mich noch nicht, lieber Freund. Ich glaube, daß ganz reale Gründe vorliegen, welche verhindern, daß jemals Dorothea mit dem Grafen Dietrich glücklich werden kann. Und es tritt deshalb ganz einfach die Frage an Sie heran: Wollen Sie Ihren Absichten hinsichtlich der Herrschaft Eichhausen zu Gefallen Ihre Tochter für Zeit ihres Lebens elend machen, oder wollen Sie auf jenen Plan verzichten, um Ihre lebenswürdige und des Glückes in so hohem Maße würdige Tochter wahrhaft glücklich zu machen.

Der Baron saß ganz wie versteinert da und vermochte sich noch nicht recht in diese ihm ganz neuen Ideen hineinzufinden. Sein Plan hatte ihm als etwas so selbstverständliches und unerschütterliches vor Augen gestanden, daß er gar nicht den Gedanken zu fassen vermochte, es könne daran irgend ein Haken oder gar ein fundamentaler Fehler sein.

Aber in aller Welt Gottes, sagte er endlich, was bringt Sie denn nur auf solche Vermutungen? Das ist das erste Wort, was ich darüber höre, daß da nicht alles in Ordnung sein sollte.

Das will ich Ihnen sagen, antwortete der General in festem Tone. Dorothea hat eine tiefe Herzensneigung zu dem Herrn Eschenburg gefaßt, der soviel bei Ihnen verkehrte und den ich jetzt, seitdem Altenswerdts da sind, nicht mehr hier getroffen habe. Ich wundere mich, daß Sie es nicht bemerkt haben, daß die beiden jungen Leute für einander schwärmen, denn ich glaubte schon, er sei weggeblieben, weil Sie dieser Passion ein Hindernis in den Weg gelegt hätten.

Der Baron hörte diese Worte nur deshalb ruhig an und ließ den Grafen nur deshalb nach dem ersten Satz ungestört noch weiter sprechen, weil er so überrascht und entsetzt war, daß er keinen Ausdruck für seine Gefühle finden

konnte. Aber seine sich erweiternden Augen, die Spannung in seinen Zügen und die vorgebeugte Haltung seines Körpers redeten verständlich genug für den alten General. Es dauerte noch eine kleine Weile, bis er seine Gedanken sammelt hatte, dann aber brach er in einen Strom von Verwünschungen aus. Hätte ein anderer Mann als gerade dieser hochverehrte Freund dem Baron eine solche Eröffnung gemacht, so würde wohl die Schale des Zorns beim Überfließen auch den unschuldigen Träger der unheilvollen Botschaft mit getroffen haben. Aber das Ansehen, welches seine Stellung und seine Persönlichkeit dem Grafen von Francken verliehen, vermochte den Baron, sich auf solche Äußerungen zu beschränken, welche allein gegen die pflichtvergeffene Tochter und den frechen Abenteuerer, wie Baron Sextus sich ausdrückte, ihre Spitze kehrten. Er war so ganz in Staunen über das Unerhörte befangen, daß er nur in unzusammenhängenden Sätzen zu sprechen vermochte und gar nicht etwa seinen Willen, dies Verhältnis zu zerbrechen kundgab, sondern nur seinem Grimm darüber Luft machte, daß es überhaupt stattfinden könne.

Der General ließ den Sturm vorüberbrausen, ohne ihn auch nur mit einer Silbe zu hemmen. Als aber der Baron geendet hatte und ihn ratlos und unruhig mit fragendem Blick ansah, sagte er seufzend: Sie haben sehr Recht, mein verehrtester Herr Nachbar, und ich wundere mich nicht, daß Sie außer sich sind. Es ist eine höchst schmerzliche Entdeckung, wenn man sieht, daß ein langgehegter schöner Plan plötzlich durch ein unvorhergesehenes und unliebsames Ereignis zerstört wird.

O, was das anbetrifft, entgegnete der Baron Sextus hitzig, so kann davon gar keine Rede sein. Mein Plan bleibt ganz unverändert bestehen, und es geht kein Tittelchen davon ab. Ich bin nur über die Frechheit empört, mit der dieser Mensch das Gastrecht verletzt hat, und ich bin traurig über den Mangel an kindlicher Liebe und Ehrgefühl, den ich bei Dorothea entdecken muß.

So viel ich weiß, hat Dorothea Ihre Absicht, sie mit dem Grafen Dietrich zu vermählen, nicht gekannt, warf der Graf ein. Sie möchte deshalb wohl zu entschuldigen sein. Denn gewiß hat sie nicht Ihrem Vater entgegenhandeln wollen.

Sie hat es freilich nicht gewußt, und sie weiß es noch nicht, aber das verringert ihre Schuld nur wenig. Wie ist es möglich, daß sie sich herbeilassen konnte, mit einem Menschen zu charmiren, einem Farbenflecker, dessen Herkunft man nicht kennt und von dem man nur so viel weiß, daß er ihr unebenbürtig ist? Das ist mir unfassbar!

Mein bester Herr Nachbar, sagte der General, wir sind beide wohl zu alt in der Welt geworden, um uns noch so sehr zu wundern, wie Sie es thun. Lassen Sie uns die Sache ruhig überlegen, dann werden wir die Ursachen des Unglücks einsehen und es so am ersten repariren können. Erinnern Sie sich doch, daß ich selbst Sie gewarnt habe, Herrn Eschenburg gar zu warm aufzunehmen.

Sie aber hatten von vornherein einen Narren an ihm gefressen, und Sie haben ihn zum Hausfreund gemacht.

Da bin ich eben ein alter Esel gewesen! schrie der Baron. Alt wird man, da haben Sie Recht, aber ob man klug wird, das ist mir jetzt sehr fraglich.

Dann dürfen Sie auch über Dorothea nicht gar so hart urteilen, sagte der General lächelnd. Ich denke übrigens, daß Sie es nicht nötig hätten, einen so harten Stein gegen sich selbst zu schleudern. Herr Eschenburg ist ein Mann von so vorzüglichen Eigenschaften, daß weder Vater noch Tochter sich zu schämen brauchen, ihn liebgewonnen zu haben. Ich teile vollständig die Meinung, die Sie bei einer frühern Gelegenheit gegen mich aussprachen, daß er ein vollkommener Gentleman ist, und daß ein echter Edelmann auch den Bürgerlichen insofern schätzt, als er Qualitäten besitzt, durch die der Adel sich auszeichnen soll. Sie sprachen damals sehr gut und sehr richtig, lieber Nachbar, und ich habe eine zu hohe Meinung von Ihrer Gerechtigkeitsliebe, um annehmen zu können, daß der Ärger Sie jetzt verleiten könnte, gegen Ihre bessere Überzeugung zu sprechen. Es ist schlimm, daß diese Geschichte Ihrem Plan in die Quere kommt, aber Sie werden nicht im Unmut darüber Ihre eignen Prinzipien verleugnen wollen.

Baron Sertus dachte an die Warnung der Gräfin Sibylle, und es schwebte ihm schon auf der Zunge, dem General zu sagen, was sie ihm über die Vergangenheit Eberhardts in dunkeln Andeutungen mitgeteilt hatte. Aber verschiedene Überlegungen hielten ihn davon zurück. Zunächst die Eschen, sich vor seinem Freunde zu blamiren. Er hatte dem General gegenüber seinen Scharfblick auf Menschen so sehr betont, daß es ihm ein fataler Gedanke war, sich nun als einen gänzlich der Menschenkenntnis entbehrenden Mann hingestellt zu sehen. Es war schon ärgerlich genug, daß der General gesehen hatte, was ihm entgangen war. Dann aber auch scheute er sich, etwas Ungünstiges über Eberhardt weiterzutragen, bevor er sicher war, ob es wahr sei. Er bereute jetzt, daß er sich durch die Szene mit seiner Tochter hatte abhalten lassen, die Gräfin näher auszuforschen und der Sache auf den Grund zu gehen. Es war ihm dabei allerdings auffallend, daß Eberhardt nicht wieder gekommen war, und es stieg der Verdacht in ihm auf, der junge Mann fühle sich schuldbewußt und wage es nicht, der Gräfin vor die Augen zu kommen, aber immer wieder sprach eine innere Stimme gegen solche Vermutungen. Er konnte nicht glauben, daß Eberhardt ein niedriger Mensch sein sollte. Er neigte jetzt mehr zu dem Glauben, Dorothea könne ihm einen Wink gegeben haben. Er erklärte sich jetzt die Heftigkeit, mit welcher sie Eberhardt verteidigt hatte, und vermutete ganz richtig, daß sie sein Fernbleiben veranlaßt habe. Der alte Herr konnte über alle diese Gedanken nicht sogleich zur Klarheit kommen und begnügte sich damit, das einzige auszusprechen, was bei ihm ganz fest stand, nämlich seinen Entschluß, auf jeden Fall, die Sache möge liegen wie sie wolle, dem Verhältnis zwischen Dorothea

und dem Maler ein schleuniges Ende zu machen. Aber der General hatte sich einmal vorgenommen, sein möglichstes zu thun, um dem liebenden Paare zu helfen, und er gab es so schnell nicht auf, den Baron umzustimmen.

Wenn ich bedenke, welche Wichtigkeit und Heiligkeit die Ehe hat, sagte er gelassen, wenn ich bedenke, daß sie nicht allein für die Einzelnen, welche sich durch ihr Gelübde binden, sondern für die ganze menschliche Gesellschaft von der höchsten Bedeutung ist, so glaube ich, können wir nicht vorsichtig genug sein, wo es sich um die Verbindung der Kinder handelt, die wir doch lieben und glücklich sehen wollen. Ich stelle mir vor, daß ein Paar an den Altar tritt. Die Kirche hat es für segensreich und notwendig gehalten, die eheliche Vereinigung durch ihre Ermahnung und ihren Segen zu befestigen. Die Kirche sowohl als der Staat haben alle Vorkehrungen und Maßregeln getroffen, um in Rücksicht auf die menschliche Schwäche recht deutlich und verständlich zu machen, welchen Zweck die Ehe hat und welche Bedingungen dazu erforderlich sind. Es wird die freie Zustimmung, also gegenseitige Liebe und Achtung, bei beiden Theilen vorausgesetzt und ein feierliches Versprechen der Liebe und Treue angeordnet. Es wird eine Bürgschaft verlangt, daß die leibliche Existenz der zukünftigen Gatten gesichert sei. Es sind schwere Strafen auf die Übertretung der für die Ehe giltigen Bestimmungen gesetzt. Es ist bei allen Gesetzgebern die Überzeugung maßgebend gewesen, daß die Ehe die Grundlage aller menschlichen Gesellschaft, und daß ihre Heilighaltung keine private Sache, sondern vielmehr eine Angelegenheit sei, die unter der Obhut der ganzen Gesellschaft und unter Aufsicht des Staates und der Kirche stehen müsse. So tritt also Ihre Tochter in das Gotteshaus, und in feierlicher Stille nach Anrufung des allmächtigen Schöpfers Himmels und der Erde legt sie vor menschlichen und göttlichen Zeugen das Bekenntnis ab, daß sie aus freien Stücken dem Manne, den sie liebe, ihre Hand reiche, um einen neuen Hausstand zu gründen, dessen Fundamente die Treue, die Wahrhaftigkeit, die Frömmigkeit sein sollen. Ich fürchte, mein verehrtester Freund, wir lassen uns im Getriebe gewohnheitsmäßiger Anschauungen nur zu sehr über den Ernst dieses Gelübdes täuschen und verfallen in eine Gedankenlosigkeit, die sich schwer rächen muß. Denn all dieser feierliche Apparat der kirchlichen Zeremonie und des bürgerlichen Gesetzes ist doch nicht willkürlich erdacht, sondern entspricht der innern Wichtigkeit und Heiligkeit der Ehe. Werden die Bedingungen verletzt, welche der Gesetzgeber forderte, so kann wohl der Richter auf Erden, aber niemals der Richter im Himmel betrogen werden, und der Meineid, der am Altare geschworen wurde, trägt wohl nicht oft die Strafe menschlichen, aber immer die Strafe göttlichen Gesetzes. Kann wohl ein unseligeres Verhältnis erdacht werden, als das zwischen zwei Gatten, die sich nicht lieben? Je inniger das Band ist, welches sie vereinigt, desto tiefer schneidet es ein, wenn es Unwillige fesselt. Es erfordert nicht allein zu jeder Stunde und Minute eine gegenseitige Rücksichtnahme und Anbequemung, sondern

es will ja gerade die tiefsten und leidenschaftlichsten Gefühle der Menschenbrust erwecken und leiten. Es wird ja die tiefste Quelle alles Guten im Menschen vergiftet und seine Natur selbst verfälscht, wenn die Lüge sich dieser heiligen Stätte bemächtigt. Wenn ich je unglücklich gewesen bin, so war es damals, als ich beobachten mußte, wie unendlich meine arme Frau litt, sobald sie das Band mit mir gelockert fühlte, sobald sie sich schuldig wußte. Welche Qualen hat die Unselige ausgestanden! Wie sie sich zwingen mußte, zu lügen und zu betrügen! Wie ihr jede Minute vergällt ward durch Furcht der Entdeckung, durch Scham vor mir, durch unreine Wünsche! Wie sie in den Schmutz gezogen ward durch das Ersinnen tausend kleiner Listen, um unentdeckt zu bleiben! Ja, es war eine Erlösung, als sie endlich ein Mittel ergriff, welches ich dem armen verzweifelnden Herzen ja nicht anrathen durfte: als sie von mir entfloh. Und wie viele solche Verhältnisse giebt es in der Gesellschaft und sind die Ursache der meisten Verbrechen und des meisten Unglücks! Es ist schrecklich, daran zu denken. Denn wenn es auch nur wenige giebt, die so energisch in ihrer Bosheit sind wie der Schurke, der meine arme Frau entführte, und wenige so hingebend und leidenschaftlich wie sie, die sich vom häuslichen Herde entführen ließ, so ist das Loos derjenigen, die nur der Kraft, aber nicht der Wünsche entbehren, nicht besser. Sie verzehren sich in Mißmut und Ungeduld, ihre Pflichten erscheinen ihnen lästig, ihre Rechte gleichgültig, ihre Freuden schal. Sie werden von ihren Talenten verlassen wie von ihrer Seelenruhe. Sie suchen umher, um einen Ersatz zu finden, sie wollen sich in Gesellschaften, in Theater, Konzert und auf Reisen betäuben, aber der Wurm in ihrem Innern stirbt nicht, denn aus der Lüge, die das Fundament ihres Daseins bildet, erblüht keine einzige Blume wahrer Freude. So wird denn, was dem Unglück die Krone aufsetzt, die Erziehung der Kinder vernachlässigt und damit das Unheil für alle Ewigkeit fortgesetzt. Denn nur aus dem reinen Gemüthe der Eltern quillt die rechte Erziehung ihrer Kinder, und keine Hilfe Fremder kann das ersetzen. Keine Kunst kann die Natur vertreten.

Der Baron dachte bei diesen Worten des Generals an seine eigne Ehe und mußte sich sagen, daß viel Wahres in ihnen enthalten sei. Doch war er schon so lange Zeit Witwer, daß er nur noch ein undeutliches Bild der Vergangenheit hatte.

Das ist alles sehr richtig, sagte er, aber in dem wichtigsten Punkte bin ich doch andrer Meinung. Ich glaube gar nicht, daß die Liebe die Grundbedingung der Ehe ist. Es kommt vielmehr auf Rechtschaffenheit, Tugend und rücksichtsvolles Benehmen, sowie auf Uebereinstimmung hinsichtlich des Temperaments an. Dies und die Gleichheit der Lebensstellung ist die Hauptsache. Wenn es auf ein so romantisches Gefühl wie die Liebe ankäme, würden sich Staat und Kirche wohl gehütet haben, die Ehe so gewichtig und heilig zu machen. Denn Liebe wird äußerst selten gefunden und besteht meiner Überzeugung nach zumeist aus unklaren und schwärmerischen Jugendempfindungen, die mit der Zeit von selbst verschwinden. Nein, mein verehrter Freund, die göttliche Ordnung hat den Gehorsam vornan gestellt, und die Ehe ist deshalb die Grundlage der Gesellschaft, weil sie in der Familie ein Abbild des richtigen Staates darstellt. Es soll sich Weib, Kind und Gesinde nach dem Herrn richten und ihm gehorchen, wie in einem gut regierten Lande alle Untertanen sich nach dem König richten und ihm gehorchen sollen. Unser soziales Unglück kommt alles aus der einen Quelle, daß wir angefangen haben, an Gottes Wort und Offenbarung zu

zweifeln. Darnach zweifelten wir natürlich an dem König von Gottes Gnaden, und nun zweifeln wir endlich an der Autorität des Familienchefs. Das mag nun überall, wo der Familienchef schwach ist, so hingehen, aber nicht in meinem Schlosse. Hier soll geschehen, was ich will, und das werde ich sowohl meiner Tochter als dem Herrn Eschenburg beizubringen wissen.

Wenn Rechtschaffenheit und Tugend, sowie Gleichheit des Temperaments und der Neigungen das richtige Fundament sind, so weiß ich nicht, was Sie gegen die Verbindung Eschenburgs und Dorotheens einzuwenden haben, sagte der General.

Aber ich bitte Eure Excellenz! rief der Baron. Ein Maler! Ein Bürgerlicher! Ein unbekannter Mensch! Ich verstehe Sie gar nicht!

Wenn dieser bürgerliche unbekante Maler ein rechtlicher Mann und in guten Verhältnissen, dazu auch der Rechte ist, um Dorothea glücklich zu machen, so müssen Sie alle andern Rücksichten beiseite setzen, selbst die auf die Vererbung der Herrschaft Eichhausen.

Das wird mir nicht einfallen! Ich will das alte Wappenschild und den alten Stammbaum nicht entehren.

Die Verbindung mit einem edelsinnigen Manne entehrt kein Wappenschild und keinen Stammbaum.

Wir wollen nicht weiter darüber reden, wenn es Eurer Excellenz genehm ist, sagte der Baron mit einer Stimme, die vor Erregung zitterte. Ich werde um und nimmermehr, unter keiner Bedingung und unter keinen Umständen Dorotheens Hand einem andern geben als dem Grafen von Altenschwert.

Der General zuckte die Achseln und sah seinen Freund mit traurigem Blicke an. Er kannte dessen Hartnäckigkeit zu gut, um noch irgend einen Versuch zu machen, der die Lage der Liebenden nur hätte verschlimmern können.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten. Von F. A. von Lehner
Mit 8 Doppeltafeln in Steinbrud. Stuttgart, J. G. Cotta.

Die große Bedeutung, welche die Verehrung der Maria in der mittelalterlichen Kirche und überhaupt innerhalb der ganzen mittelalterlichen Kultur behauptet, hat schon zu vielen und darunter auch manchen verdienstlichen Untersuchungen und Darstellungen geführt. Auch für die neuern Zeiten bis auf den heutigen Tag fehlt es nicht an literarischen Arbeiten mannichfacher Art über den Gegenstand, sodaß eine große Marienliteratur für die Zeit vom frühen Mittelalter bis jetzt vorliegt. Aber für die ersten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung lag die Sache noch immer ziemlich im Dunkeln, und es ist deshalb ein großes Verdienst Lehners, des Direktors des Museums zu Sigmaringen, dieselbe in einer mit ebenso viel Fleiß als Gelehrsamkeit abgefaßten Schrift, die dem kunstsinigen Fürsten Karl Anton von Hohenzollern zugeeignet ist, aufs gründlichste behandelt zu haben. Auf Grund einer ausgezeichneten Belesenheit in der patristischen Literatur hat der Ver-